

Der Intendant des Konzert Theater Bern tritt zurück – er wurde Opfer einer Kampagne SEITE 46

Im Herbst wird die Republik Europa ausgerufen – in einem Theater zwar, aber die Idee polarisiert trotzdem SEITE 47

An Christus führt kein Weg vorbei

Benedikt XVI. bekräftigt seine Haltung: Die Juden sind Gottes Volk, aber die Wahrheit liegt im Christentum. Von Christian Rutishauser

Seit dem Amtsverzicht von Papst Benedikt befindet sich die katholische Kirche in einer historisch einmaligen Situation. Papst Franziskus, sichtbares Symbol der Einheit der Kirche, hat an seiner Seite einen emeritierten Vorgänger. Mag dessen Stellung rechtlich gesehen jener eines pensionierten Bischofs gleichen, so wäre ein öffentliches Wirken seinerseits doch äusserst delikater. Was bedeutete es für die sichtbare Repräsentanz der Einheit, wenn sich Franziskus und Benedikt widersprächen? Entfesselte sich in der Kirche nicht eine Dynamik, die der Zeit gleicht, als es mehrere Päpste gab?

Papst Benedikt muss sich dieser Konstellation bei seinem Rücktritt bewusst gewesen sein, als er versicherte, er werde sich aus der Öffentlichkeit ins kontemplative Leben zurückziehen. Auch wenn er im Vatikan hin und wieder von Papst Franziskus zur Repräsentanz hinzugezogen wird und die Öffentlichkeit von seinem theologischen Arbeiten mit ehemaligen Schülern erfährt, hat er sich bis anhin grundsätzlich an seinen Entscheid des Rückzugs gehalten.

Nun veröffentlicht die theologische Zeitschrift «Communio», einst von Joseph Ratzinger mitbegründet, einen fast zwanzigseitigen Aufsatz des emeritierten Papstes, datiert vom 26. Oktober 2017. Überschriften mit «Gnade und Berufung sind ohne Reue», bezieht sich der in alter brillanter Manier geschriebene Text auf das heikle Thema der jüdisch-katholischen Beziehung. Ihm ist ein Geleitwort von Kardinal Kurt Koch vorangestellt, der nicht nur der Ökumene, sondern auch der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum vorsteht.

Koch erklärt, Benedikt habe den Text nicht zur Veröffentlichung vorgesehen. Es sei sein Entscheid, jedoch mit Einwilligung des Autors, ihn zu publizieren. Der Aufsatz sei ein Beitrag zur weiterführenden Reflexion, zu dem das vatikanische Dokument zum 50-Jahre-Jubiläum des Konziltextes «Nostra aetate» eingeladen hatte. Dieses Papier aus dem Jahr 1965 trägt den Titel «Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt» (Römer 11, 29). Es stellt den derzeitigen Stand der katholischen Beziehungen zum Judentum dar. Koch ordnet Benedikts Aufsatz als Theologenstimme zur Diskussion ein und bezeichnet ihn von offizieller Seite als «wichtig».

Benedikt will das «Traktat über die Juden» nach «Nostra aetate» weiter-schreiben, dessen Hauptaufgabe darin bestehe, das Verhältnis von Israel und Kirche zu bestimmen. Er beginnt mit einem historischen Überblick und verarbeitet die gegenwärtige Diskussion zum Auseinandergang der Wege von Judentum und Christentum in der Antike.

Der nie gekündigte Bund

Den doppelten theologischen Konsens, mit dem das jüdisch-christliche Verhältnis seit dem Konzil beschrieben wird, will er aber kritisch hinterfragen: einerseits die Ablehnung der «Substitutionslehre», das heisst, die Kirche versteht sich nicht mehr als Gemeinschaft, die in der Heilsgeschichte an die Stelle von Israel getreten ist, sondern gibt dem Judentum über Christus hinaus eine positive heilsgeschichtliche Bedeutung.

Diese neue Sicht wird andererseits damit begründet, dass Gott den Bund mit Israel «nie gekündigt» habe. Obwohl Benedikt betont, diese Neuaussrichtung sei grundsätzlich richtig, höllt er sie mit diesem Aufsatz so weit aus, dass er am Ende formuliert, die Lehre vom «nie gekündigten Bund» sei nur eine Hilfsformel gewesen, «taugt aber nicht auf Dauer». «Die Umstiftung des Sinai-Bundes» Gottes mit Israel ist für ihn ersetzt, das heisst substituiert im Christusbund.



Für Benedikt verkörpert das Judentum das Gericht Gottes über die Menschen. Sinnbildlich dafür steht die Zerstörung des Tempels in Jerusalem 70 n. Chr. durch die Römer. ALAMY

Diese Quintessenz erstaunt, weil sie eine Grundüberzeugung des inzwischen heiliggesprochenen Papstes Johannes Paul II. relativiert – und die Aussage des Katechismus der katholischen Kirche. Auch «Evangelium Gaudium» von Papst Franziskus, das auf den Weisheitsschatz des Judentums hinweist und von jüdisch-christlicher Komplementarität spricht, atmet einen anderen Geist.

Benedikt argumentiert, selbst wenn die Kirche nicht als Ganzes an die Stelle von Israel getreten sei, so seien doch «wesentliche Elemente» des alttestamentlichen Israel über Christus «endgültig» ersetzt worden: der Tempelkult durch die Eucharistie, die Messias-Erwartung durch Christus, die Landverheissung durch die Heimat im Himmel. Die Kultgesetze seien abgeschafft, nur die moralischen Forderungen hätten ungeborene Bedeutung. Was Benedikt hier beschreibt, wird traditionell mit dem Wort «erfüllen» bezeichnet.

Selbstverständlich ist «Erfüllung» eine Denkfigur, auf die das Neue Testament wie die kirchliche Identität nicht verzichten kann, da sich die Kirche damit an die Hebräische Bibel und an das Judentum bindet. Das vatikanische Dokument von 2015 äussert sich ausführlich dazu. Problematisch wird dieses Denken nur, wenn Erfüllung in Christus exklusiv gesetzt wird. Dann wird christliche Identität auf Kosten der jüdischen formuliert. Dies vermeidet die päpstliche Bibelkommission in ihrem Dokument zu «Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel» von 2002 wohlweislich, indem es das weite Bedeutungsfeld des Wortes «erfüllen» offenhält. Die neue Wortwahl von Benedikt scheint mir hingegen unglücklich.

Vor allem lassen seine Ausführungen, die viele wertvolle Einzelüberlegungen

enthalten, dem Judentum nach Christus «in der Zeit der Geschichte» nur noch die Funktion zukommen, das Gericht Gottes zu verkörpern. Dafür stünden die Tempelzerstörung im Jahre 70 n. Chr. und die «endgültige Zerstreuung» der Juden unter die Völker. Entsprechend sei der Staat Israel nur natur- und völkerrechtlich anzuerkennen. Dass er sich im Land der Bibel befindet, scheint sich nur historischer Konstellation zu verdanken.

Nur in einem Nebensatz erwähnt Benedikt, darin könnte man auch die Treue Gottes sehen. Vor allem aber deutet er die Zerstreuung von einer Leidens- und Kreuzestheologie zu einer positiven Berufung um. Es zeige sich, dass «im Weggeben des Landes die Göttlichkeit dieses Gottes» aufleuchte. Ob eine solche Sicht in einer Situation weiterhilft, in der viele am Dialog Beteiligten eine katholische Theologie des Landes als Alternative zum christlichen Zionismus der Evangelikalen erwarten?

Neu- und Umdeutungen gehören zum Leben von Glaubenden, die sich von Gott belehren lassen. Anderer Menschen Leid jedoch positiv zu deuten, ist fragwürdig. Im vorliegenden Fall das Exil der Juden positiv zu sehen, ist angesichts der Shoah problematisch. Warum deutet Benedikt die Zerstreuung des jüdischen Volkes theologisch, die zionistische Rückkehr jedoch profan historisch? Problematisch scheint mir auch, dass er negativ und positiv Funktionen auf Juden und Christen aufteilt und nicht je beide Glaubensgemeinschaften unter eine solche Dialektik stellt; ebenso, dass er innerjüdische Kritik der alttestamentlichen Propheten als Christ gegen das Judentum als Ganzes verwendet.

Benedikt nimmt im Grossen und Ganzen eine theologische Position ein, wie wir sie in der Patristik zum Beispiel

bei Augustinus oder beim frühen Karl Barth finden. Schon 1997 hat er sich in ähnlicher Weise zur Frage der Wahrheit des einen Bundes angesichts der Vielfalt der Religionen geäussert. Der hier besprochene Aufsatz erscheint zudem wie eine Begründung für die von ihm 2009 eigenhändig neu formulierte Karfreitagsbitte für den ausserordentlichen tridentinischen Ritus. Benedikt fordert im Text die Christen auf, den Juden die christliche Interpretation der Hebräischen Bibel darzulegen, so wie dies der Auferstandene die Jünger unterwegs nach Emmaus gelehrt hat.

Das Leid der anderen Menschen

Die Dialogtexte der Kirche sprechen seit «Nostra aetate» immer auch von der Beziehung zwischen Juden und Christen und deren Qualität. Bei Benedikt fehlt diese Dimension. Nirgends versucht er, das Judentum als Glaubensgemeinschaft nach Christus zu verstehen, zu wertschätzen oder aus der jüdischen Tradition zu lernen. Selbstverständlich kann ein Aufsatz nicht alles sagen, doch Signale in diese Richtung wären notwendig gewesen, nur schon, um den vatikanischen Dokumenten seit dem Konzil gerecht zu werden, die dies explizit fordern.

Ein Beitrag für den Dialog mit dem Judentum ist dieser Aufsatz kaum. Die beiden gewichtigen Dokumente aus jüdisch-orthodoxen Kreisen, die seit 2015 zum Dialog erschienen, nennt er denn auch mit keinem Wort. Das Ober-rabbinat des Staates Israel, die Europäische Rabbinerkonferenz wie auch der Rabbinical Council of America stützen sich dabei genau auf die Lehre des «nie gekündigten Bundes» und den Verzicht der Kirche auf aktive Judenmission, um mit ihr in Dialog zu treten. Benedikt

aber reflektiert für sich, um den christlichen Glauben systematisch darzulegen. Er schreibt an einem Traktat.

Aus dieser Perspektive muss wohl auch Kardinal Koch verstanden werden, wenn er diesen Aufsatz veröffentlicht haben will. Es mag ihm darum gehen, den universalen Heilsanspruch Christi angesichts von Relativismus zu verteidigen. Der Text schiesst jedoch über dieses Ziel hinaus. Er wäre auch nicht notwendig, weil schon das vatikanische Dokument von 2015 Judentum und Christentum als parallele Heilswege ablehnt. Das Dokument öffnet hinsichtlich dieser Frage vielmehr die Tür, weiter nachzudenken, was es bedeuten würde, wenn Jesus aus Nazareth – jenseits von kirchlich-institutionalisierter Mission – innerhalb des Judentums positiv anerkannt würde, indem es unterstreicht, dass zur «Kirche der Heiden» auch eine Kirche im und aus dem Judentum gehört.

Diese höchst heikle Frage kann aber nur gestellt werden, wenn anerkannt wird, dass das Judentum in der Geschichte weder nur Gericht Gottes und Leiden verkörpern muss, noch dass in ihm nur «Samen der Wahrheit» zu entdecken sind, sondern dass es auf einzigartige Weise mit dem Christentum verbunden ist. Seine «Gnade und Berufung» müssen positiver bestimmt werden. Nur so können Juden und Christen, in wertschätzender Beziehung leben und aufeinander aus dem Glauben hören. Beide Glaubensgemeinschaften wollen von göttlicher Einheit Zeugnis geben. Dass sich diese Einheit in liebender Beziehung offenbart, weiss die Kirche schon seit der Zeit der Patristik.

Christian Rutishauser ist Provinzial der Schweizer Jesuiten.